

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal
zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr.
In Deutschland zu beziehen durch Hein. N a u m a n n's
Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone
nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu
adressiren: Prof. A. Gräbner, 924 Floyd Straße, Mil-
waukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gel-
der sind zu adressiren: Rev. Th. Fäkel, Milwaukee, Wis.

18. Jahrg. No. 2.

Milwaukee, Wis., den 15. September 1882.

Lauf. No. 442.

Z u h a l t. — Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich
— „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“ — In böser
Herberge. — Ein Sonntag in London. — Der Squire
und der Pfarrer. — Ignatius von Antiochien. — „Wer
den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht, der ihn
gesandt hat.“ — Missionsfeste. — Kirchliche Nachrichten.
— Conferenz-Anzeige. — Bekanntmachung. — Warnung.
— Quittungen.

Als die Traurigen, aber allezeit fröh- lich. 2. Cor. 6, 10.

Immer fröhlich, immer fröhlich!
Ich bin auf der Welt schon selig,
Habe schon den Himmel hier.
Andre fressen ihre Herzen
Durch die schweren Sorgenschmerzen:
Mir kommt gar nichts traurig für.

Bin ich krank? nur ungekränkt;
Der stäubt mich, der an mich denkt,
Gott, mein Vater, ich sein Kind.
Lazarum, den Vielgeliebten,
Tod und Krankheit auch betrübten,
Die nur Liebesstreiche sind.

So viel Jahr hab' ich genesen:
Bin gesund und frisch gewesen:
Sollt ich einen kranken Tag
Nicht von meinem Gott annehmen?
Kann ich mich zur Last bequemem,
Warum nicht zur Leibesplag?

Wird von mir durch Lasterzungen,
Manches Leidlied abgesungen,
So betrübt es mich doch nicht:
Mein Gewissen heißt sie schweigen,
Kann die Lasterhälfe beugen.
Unschuld kommt noch aus Licht.

Martern uns auf allen Seiten
Hungers-Zeiten, Krieges-Streiten;
Doch noch fröhlich, unverzagt:
Wann uns Wind und Wellen schrecken,
Läßt uns Jesus schon erwecken.
Nur im Glauben frisch gewagt.

Speiet Rach' der Höllenrachen,
Mich, den Sünder, blöd zu machen,
Bleib ich dennoch wohlgemuth!
Diesen Teufelsrachen stopfen
Meines Jesu Blutestropfen,
Löschchen aus die Schwefelgluth.

Sterben mir die Anverwandten,
Eltern, Weib, Kind und Bekannten,
Bleibt die Freud' doch unverfehrt.
Der sie gab, hat sie genommen,
Darum sei bei allen Frommen
Gottes Name hoch geehrt.

Ich hab's ja nicht ändern können,
Will sie meinem Jesu gönnen,
Der sie brünstiger geliebt,
Und entnahm dem Weltgetümmel:
Auch nun ihnen in dem Himmel
Für den Schweiß Erquickung giebt.

Muß ich um das Meine kommen,
Wird mir all mein Gut genommen,
Bleibt mir doch die Seelenruh.
Und was sag' ich: um das Meine,
Gott, dem höchsten Gut, alleine
Stehen unsere Güter zu.

Ich hab derer mich verziehen,
Gott hat, was er mir verliehen,
Nach Belieben weg gethan.
Mir ist nur die Bürd' entfallen,
Daß ich hurtig zu ihm wallen
Und gen Himmel steigen kann.

Manches Kornfeld ist verdorben,
Manches Erdreich abgestorben,
Durch ein allzu dicke Saat.
Machet nicht die Last der Früchte
Manchen vollen Ast zu nichte?
Denk' an Jesu Red' und Rath.

Immer fröhlich, immer fröhlich;
Ich bin auf der Welt schon selig:
Hier fängt sich mein Himmel an.
Ich will sagen, was ich meine:
Es betrübt mich nur alleine,
Das, was Gott erzürnen kann. —

Mag. D. Dmeis, † 1708.

„Wer nicht mit mir ist, der ist wider
mich.“

Lucas 11, 23.

Als einst der alte athenische Gesetzgeber Solon im
Auftrag seiner Mitbürger seine ordnende Hand an die
Verfassung des Staates legte, war unter den mancherlei

weisen Bestimmungen, welche er traf, auch diese, daß
bei schwerer Strafe jeder Bürger gehalten sein sollte,
bei inneren Unruhen ohne Verzug entschieden und
offen seine Stellung in einer der streitenden Parteien
zu nehmen. Damit wollte er einerseits der Trägheit
und Bequemlichkeit, andererseits der zaghaften Feigheit
die Berechtigung absprechen und die Bürger dahin brin-
gen und dazu zwingen, daß sie sich um die öffentlichen
Angelegenheiten bestimmten, es sich angelegen sein
ließen, zu erfahren, auf welcher Seite das Recht sei,
und daß sie dann nach bester Ueberzeugung Partei er-
griffen. Für die bequemen Leute, die Andere für sich
denken und handeln lassen, und für die zaghaften Zau-
derer und Achselträger, die es mit keiner Partei verder-
ben wollen, keine Verantwortlichkeit tragen mögen, und
deshalb weder ja noch nein sagen, war also kein Platz
im alten Athen, so lange dies Gesetz gehandhabt wurde.

Noch weniger aber giebt es für Leute der beschrie-
benen Art einen Platz im Reiche Christi, so lange der
Spruch gilt: „Wer nicht für mich ist, der ist
wider mich.“

Zwar giebt es nicht wenige Menschen, die gerne
reden von der „goldnen Mittelstraße“. Da giebt es z.
B. solche, die meinen, Religion müsse der Mensch ha-
ben; ohne Religion könne der Mensch nicht sein und
werden, was er sein und werden solle; aber man dürfe
nicht meinen, nur eine einzige Religion trage diesen
Namen mit Recht. Gott, sagen sie wohl, wolle zwar
von den Menschen Dienst und Verehrung haben; aber
die Art und Weise, wie sie ihn ehreten und ihm dienten,
sei im Grunde am Ende ziemlich gleichgültig. Das
sind die Leute, deren Wahlspruch ist:

„Wir glauben all' an einen Gott,
Christ, Jude, Türk' und Hottentott.“

Diese Neutralitätspolitik in Religionsfachen befolgen in
unsern Tagen besonders die verschiedenen geheimen Ge-
sellschaften oder Logen, die, um es nicht mit diesem oder
jenem, der zu einer bestimmten Religionsgemeinschaft
gehören will, zu verderben, sondern wo möglich aus
allerlei kirchlichen Kreisen ihre Freunde oder Brüder
rekrutiren zu können, alle Religionen als gleich gut,
oder, vielleicht besser gesagt, als gleich schlecht gelten
lassen. Sie sind darin vorgeblich neutral und stehen,
wie sie sagen, über den Parteien.

Dann giebt es noch andere, die sehen wohl ein,
daß es mit einer solchen Allermittelsreligion nichts ist,
daß es Gott nicht einerlei sein kann, ob man ihn mit
Gebeten im Geist und in der Wahrheit, oder mit Weih-
rauch und Weihwedel, oder mit blutigen Menschenopfern

ehren will. Sie halten sich deshalb auch zu irgend einer Kirche mit mehr oder minder bestimmt confessionellem Charakter. Aber sie wollen es andrerseits auch nicht mit der Welt verderben und den Vortheilen, die man genießen kann, wenn man mit ihr auf gutem Fuße steht, nicht entsagen. Darum kommt es wohl vor, daß man sie des Morgens in der Kirche, des Abends im Ballsaal finden kann; daß sie am Sonntag mit der Gemeinde singen, bis ihnen die Augen übergehen, in der Woche hingegen als geriebene Geschäftsleute ihre Kunden oder Concurrenten belügen und betrügen, daß denen die Augen übergehen, etwa weil es der Principal oder der Partner so haben will.

Solchen und ähnlichen Leuten gilt nun, was der Herr Christus spricht: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.“ So schwer diese Wahrheit dem unkehrten Menschen in den Kopf will, so leicht sollte ein Christ dieselbe verstehen und ihr von Herzen beipflichten. Giebt es doch nur zwei geistliche Reiche, das Reich Gottes und das Reich des Teufels. Das eine ist das Reich des Lichts, das andere das Reich der Finsterniß; ein Reich der Dämmerung giebt es nicht. Und zwar stehen sich diese beiden Reiche nicht freundlich gegenüber, so daß man etwa in dem einen Bürgerrecht, in dem andern Gastrecht genießen könnte; sondern es trennt sie eine Feindschaft, die viel tiefer geht, als auch die bitterste Feindschaft zwischen irdischen Reichen jemals gewesen ist. Hestig und tief war einst im Alterthum die Feindschaft zwischen den Städten Rom und Carthago, entseztlich der Kampf, den sie gegeneinander länger als ein Jahrhundert hindurch führten; aber es kam doch zwischen ihnen wiederholt dahin, daß Friede geschlossen wurde und man die Waffen ruhen ließ. Zwischen dem Reich der Finsterniß aber und dem Reich des Lichts tobt der Kampf nun schon seit Jahrtausenden, und noch keinen Augenblick ist es zum Frieden oder auch nur zum Waffenstillstand gekommen, und es wird nicht Frieden werden, bis der König auf dem himmlischen Thron dem Kampf ein jähes Ende machen wird; dann wird der Kriegsschauplatz selbst vernichtet werden, diese Erde nämlich, auf welcher Gott die Rathschlüsse seiner Gnade ausführt, der Satan hingegen mit seinem höllischen Heer solche Ausführung zu verhindern und zu vereiteln, und was schon ausgeführt ist, zu zerstören sucht mit großer Macht und vieler List bei Tag und Nacht. Dann wird der Kampf zu Ende sein; aber nicht eher; Dann wird die große Klust, welche Lazarus in Abrahams Schoß trennte von dem reichen Mann in der Dual, die beiden Reiche überhaupt trennen und wie jeden Uebergang aus dem einen in das andere, so auch jeden Kampf zwischen beiden unmöglich machen.

Wie aber in jener seligen und schrecklichen Ewigkeit es keinen dritten Ort und keinen neutralen Zustand geben wird, sondern nur Himmel und Hölle, nur ewige Seligkeit und ewige Verdammniß, so kann auch hier der Mensch nie in einem neutralen Zustand sich befinden. Zwar ist hier noch nicht die große, niemals übersteigliche Klust befestigt, sondern es wird bis ans Ende der Tage, so lange das Wort des Lebens erschallt, durch Gottes wunderbare Gnade fort und fort geschehen, daß Menschenkinder errettet werden aus der Obrigkeit der Finsterniß und versetzt werden in das Reich Jesu Christi, des Sohnes Gottes, und ebenso wird es bis in die letzten Tage des Satans Macht und List gelingen viele zu verführen und aus dem Reich des Lichts wieder in das Reich der Finsterniß zu ziehen. Stets aber wird die Menschheit in nur zwei Classen getheilt dastehen, in Kinder der Finsterniß und Kinder des Lichts.

Bis zu dem Augenblick, da Gottes Gnade einen Menschen durch das lebendige Wort des Evangeliums zu einem Kinde Gottes und Bürger mit den Heiligen macht, bleibt derselbe ein Knecht des Satans im Reich der Finsterniß; und in dem Augenblick, in welchem Gott das Werk der Befreiung und Wiedergeburt an einem Menschen vollzieht und ihn also versetzt in das Reich der Gnade, hört er auf ein Kind der Finsterniß und Unterthan des Satans zu sein.

Wohin gehören denn nun aber die Leute, die neutral sein wollen, oder die es mit beiden Seiten halten, es mit keiner Partei verderben wollen? Im alten Athen unter Solons Gesetzen wurden die Neutralen betrachtet als Feinde des Vaterlandes und als solche bestraft. Mit viel größerem Recht wird Gott, der himmlische König, solche als seine Feinde ansehen und behandeln, die sich zwar nicht ausgesprochener Maßen als seine Feinde erklären, aber auch nicht entsagen dem Teufel und allen seinen Werken und allem seinem Wesen, die fort und fort der Wirkung des heiligen Geistes widerstreben, der sie herausführen will aus der Obrigkeit der Finsterniß. Man denke sich doch nur und stelle sich recht deutlich einen Menschen vor, der neutral sein will zwischen Gott und dem Teufel oder beiden, Gott und dem Teufel, Tribut zahlen will. Ein solcher sagt im Grunde nichts Anderes als: „Gott und der Teufel sind mir gleich lieb und werth.“ Ja, wenn es einen Menschen geben könnte, der wirklich so neutral wäre, müßte nicht jeder Christ sich mit Grauen abwenden von einem solchen Schensal, das neutral wäre zwischen dem Teufel, der allen Jammer und alles Elend, zeitlich und ewig, in die Welt gebracht hat, der schuld ist an allen den unzählbaren Kummerthänen und Todtenklagen der Menschenkinder — und Gott, der in unendlichen Erbarmen seinen einigen Sohn dahingegeben hat zu tragen die Sünde der Welt, zu zerstören die Werke des Teufels, um uns Elende zu erretten aus des Satans Sündenketten? Gewiß. Gilt das Wort des Heilandes: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht werth,“ so würde auch von einem solchen Neutralen gelten: „Wer den Teufel eben so viel liebt wie mich, der ist mein nicht werth.“

Darum soll ein Jeder wohl Einkehr bei sich halten und genau zusehen, wie es bei ihm steht; ob es bei ihm heißt: „Mein ab und Christo an!“ — oder ob vielleicht, während er sich und anderen vorredet, er sei ein Christ, ihn doch der Teufel noch an der Kette hat. „Mit Christo sein“ heißt ja nicht bloß in die Kirche gehen, die Predigt hören, Prediger und Lehrer erhalten helfen u. s. w. Gewiß wird ja einer der in Wahrheit mit Christo ist, sich in allen diesen und ähnlichen Stücken nach Vermögen fleißig finden lassen; denn das will der Herr Christus von seinen Dienern und Unterthanen haben, und sie thun es gerne ihm zu Liebe und Ehren, sich und andern zum Heil. Nicht aber ist jeder, der sich äußerlich in den genannten und ähnlichen Werken finden läßt, deshalb auch schon in Wahrheit „mit Christo.“ Mit dem „Herr, Herr!“ sagen ist es nicht gethan; das Reich Gottes kommt nicht in äußerlichen Geberden, sondern das Reich Gottes ist inwendig in uns; es ist nicht Essen und Trinken und sonstiges äußerliches Werk, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist; wer darinnen Christo dienet, der ist Gott gefällig. Das geht aber nicht ohne Glauben; denn „ohne Glauben ist es unmöglich Gott gefallen.“ Dazu muß ein Mensch wiedergeboren, eine neue Creatur werden; denn nur so kann er in das Reich Gottes kommen. Er muß in Christi Tod getauft, im Glauben des Todes Christi

und seiner Auferstehung, seines neuen Lebens theilhaftig geworden sein. Mit Christo gestorben sein, heißt aber auch der Sünde abgestorben sein; „denn das er gestorben ist, das ist er der Sünde gestorben,“ das Verhältniß der Sünde ist durch solch Sterben gelöst und soll nicht wieder angeknüpft werden; und das ein Christ lebet, das lebet er Gotte in Christo Jesu, seinem Herrn, das lebet er im Glauben des Sohnes Gottes. Nur wer so steht, der ist mit Christo; wer hingegen nicht so steht, der ist nicht mit Christo. Wer aber nicht mit Christo ist, der ist wider ihn, ist sein Feind und ein Genosse seiner Feinde; denn der Herr spricht: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“

Freilich müssen solche, die es in Wahrheit und tren mit Christo halten, vielfach erfahren, daß ihnen die Feinde Christi darüber bitter gram und feind werden und sie das auf mancherlei Weise empfinden lassen. Als am Anfang der sechziger Jahre der Kampf der Waffen entbrannt war zwischen den Nordstaaten und Südstaaten unseres Landes, da war es besonders für die Grenzbevölkerung ein gefährlich Ding, Farbe zu bekennen für eine oder die andere Partei, und gar mancher, der frei und offen aussprach, mit wem er es halte, und mit Wort und That, wenn auch nicht mit bewaffneter Hand, zu Gunsten eines Theils sich hervorgethan hatte, mußte, sobald der Feind über die Grenze kam, ja selbst von seiten anders gesinnter Nachbarn und früherer Freunde, Schädigung an Gut und Ehre, ja an Leib und Leben erfahren. So läßt es auch der Teufel und läßt es auch die Welt und lassen es die falschen Brüder einem treuen Bekenner nicht so hingehen, daß er eintritt für seinen Herrn und dessen Wahrheit. Da sezt es Spott und Hohn, mancherlei Verdrießlichkeit, mancherlei Nachtheil im irdischen Beruf, Anfeindung selbst von seiten früherer Freunde, wohl gar seitens der eigenen Verwandten und Hausgenossen. Derlei widerfährt dem Einen mehr, dem Andern weniger; auch ist das Verfahren des Teufels und der Welt zu verschiedenen Zeiten verschieden, bald gröber bald feiner. Ja richtet der Feind mit offenem Kampf nichts aus, so verlegt er sich wohl aufs Verheizen und Bestechen. Darum gilt es wacker sein und wachen und seine Zuversicht auf Gott setzen. Er, der König seines Reichs, wird seine treuen Unterthanen nicht verlassen noch versäumen. Sind wir mit ihm, er ist auch mit uns; und ist Gott für uns, wer mag wider uns sein! G.

In böser Herberge.

Erzählung aus dem zwölften Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Ein allgemeiner donnernder Jubelruf weckte den Ritter aus seinen Gedanken. Er schaute auf, — es war der Kaiser, der einen Umritt durch's Lager hielt, zur Rechten und Linken zwei Jünglinge, seine nahen Verwandten. Der eine mit dem blonden Haar, den blauen Augen, dem schönen, freundlichen Antlitz, ein Hohenstaufe, wie schon der erste Blick sagte, war Friedrich, der Sohn des verstorbenen Königs Konrad des Dritten, der vor dem Rothbart die Krone getragen, aber sterbend den Fürsten nicht seinen unmündigen Sohn, sondern seinen heldenmüthigen Neffen Friedrich, den Rothbart zur Kaiserwahl empfohlen hatte. Dafür hatte der Kaiser auch dem einzigen Sohne, den ihn Konrad sterbend empfahl, Vatertreue erzeigt und ihn, da er zum vielversprechenden Jüngling heranwuchs, mit dem Herzogthum Schwaben belehnt. Zum Un-

terschiede von den beiden vorhergegangenen hohenstaufischen Schwabenherzogen, die beide Friedrich heißen, wurde der junge Fürst gewöhnlich nach seinem väterlichen Schlosse Rothenburg an der Tauber Friedrich von Rothenburg genannt.

Der zweite der Jünglinge, mit dunkeln Locken, schwarzen, feurigen Augen, dem Kaiser ebenso nahe verwandt, war ebenfalls ein Schwabe von Geburt. Auch er trug den Namen des kaiserlichen Ohms: Friedrich, — er war ein Welfe, sein Vater ein Bruder der früh verstorbenen Mutter des Kaisers. Der Hauptstamm seines Hauses, in Heinrich dem Löwen fortgepflanzt, besaß das Herzogthum Sachsen. Friedrich, Welfs Vater, gehörte der jüngeren Linie des Hauses an; er hatte die reichen Stammgüter des Hauses in Schwaben, Baiern und Italien im Besitze. Nach der Staunburg Ravensburg unweit des Bodensees, wo er gewöhnlich sich aufhielt, wurde er Welf von Ravensburg genannt, zum Unterschied von den welfischen Sachsenherzogen.

Auch den jungen Friedrich Welf hatte der Kaiser erzogen, da er frühe mutterlos geworden war und der wilde Vater sich des Knaben wenig annahm. Beide Fürstenjünglinge, unter den Augen des Kaisers aufgewachsen, waren ihm theuer wie leibliche Söhne. Und wie sie wiederum mit begeisterter Treue an dem kaiserlichen Ohm hingen, so liebten sie sich gegenseitig als Waffengenossen und Jugendgespielen wie Brüder.

Es war ein schöner Anblick, den Kaiser, das Bild der vollsten Manneskraft, inmitten der blühenden Jünglinge zu schauen. Auch Hartmann von Siebeneichen stimmte in den jubelnden Ruf mit ein. Als sie dicht an seinem Zelte vorüberritten, dächte es den Ritter, als habe das Auge des Kaisers eine kleine Weile auf ihn geruht. Ob derselbe sich des Jugendgenossen erinnerte, der am Herzogshofe seines Vaters den Ritterdienst erlernt hatte? Ohne ein Zeichen zu geben, ritt der Kaiser mit seinen Vettern weiter, und aufs neue verbreitete sich der frohe Ruf bis in die entlegensten Gassen des Lagers.

Noch lautete der Ritter sinnend dem in der Ferne verhallenden Rufe, als er sich von verschiedenen Stimmen angeredet hörte: „Hartmann von Siebeneichen! Ja, er ist's! Vielwillkommen, Waffenbruder!“

Es waren mehrere Ritter, die mit ihm ihre Jugend am Hofe des Herzogs von Schwaben zugebracht hatten. Alle waren hoch erfreut über das Wiedersehen. Auch Ritter Hartmann konnte sich den Freunden nicht länger entziehen; bald saßen sie vereint unter einem schattigen Baume, die Knappen brachten Wein und Brot herzu, und während der Becher in der Runde ging, erzählten die seit lange getrennten Jugendgenossen von ihren Erlebnissen, ihrem häuslichen Sitze, ihren Frauen und Kindern.

Dann ging die Rede auf den Kaiser über. Alle sprachen ihre Freude über das kräftige, jugendliche Aussehen des Kaisers aus, obwohl er ein thätiges, sturmbelegtes Leben führte und, mochte er in oder außer dem Reiche weilen, mit Kriegs- oder Friedensarbeit beschäftigt sein, sich niemals Ruhe noch Rast gönnte. Von den beiden Fürstenjünglingen, die an seiner Seite ihren ersten Kriegszug machen wollten, war ebenfalls die Rede. Alle waren einig darin, daß in ihnen dem Reiche zwei tüchtige Fürsten und dem Kaiser Stützen seines Thrones erwachsen. Unter diesen mannigfachen Gesprächen war es Nacht geworden. Die Sterne blinkten am klaren Himmel, zahllose Wachfeuer spiegeln sich im Flusse. Da und dort erklang noch der Gesang munterer Genossen. Neben an in den Zelten

lagen andere, vom weitem Ritte ermüdet, schon im tiefen Schlummer.

Auch Ritter Hartmann und seine Freunde mahnten daran, daß es Zeit sei, sich zu trennen, als der Knappe des Ritters von Siebeneichen eilig herzutrat, um seinem Herrn zu melden, daß ein kaiserlicher Bote ihn zum Kaiser berufe. Die Ritter waren hochverwundert über diese Botschaft; konnte sich doch Siebeneichen weder des Reichthums noch angesehenen Abkunft rühmen. Hartmann selbst wußte sich diese Auszeichnung nicht zu deuten. Indessen erhob er sich ohne Zögern, verabschiedete sich von seinen Waffengenossen und folgte dem Boten, der ihn über die Brücke nach der Stadt führte, wo der Kaiser mit den beiden jungen Fürsten und dem gesammten Hofstaate in dem kaiserlichen Palast, der heute noch steht, residierte. In der Königsburg herrschte tiefe Stille; nur die erleuchteten Fenster und die Wachen an der Pforte gaben Zeugniß von der kaiserlichen Anwesenheit. Zu Festgelagen hatte der Kaiser nicht Zeit; in jeder Stadt, in der er sich jetzt vor dem Zuge nach Italien noch einige Tage aufhielt, hatte er Untersuchungen einzuleiten. Anordnungen verschiedener Art zu treffen, um die Zustände im Reiche in möglichster Ordnung zu hinterlassen. Eben jetzt, da der Ritter zu dem Gemache des Kaisers emporgesührt wurde, kam der Reichschultheiß sammt dem Bürgermeister und Stadthauptmann die Wendeltreppe herab, nachdem sie bis jetzt bei dem Kaiser beschäftigt gewesen waren.

Im Vorzimmer wurde dem Ritter bedeutet, daß der Kaiser im Begriff sei, den Abendmahl einzunehmen, wozu er bis jetzt keine Zeit gefunden habe. Doch auch jetzt gönnte er sich diese nicht lange. Nachdem der Ritter nur eine kleine Weile im Vorzimmer gewartet hatte, trug ein Edelknappe den Rest des Mahles aus dem Gemache des Kaisers hinweg. Der Kaiser selbst rief durch die geöffnete Thüre den Namen: „Hartmann von Siebeneichen!“

Eherbietig trat der Ritter ein. Er war dem Kaiser seit langen Jahren nicht mehr so nahe gegenübergestanden. Ein Rächeln erheiterte jetzt dessen sonst so ernste Züge. „Sehe ich dich wieder einmal, Hartmann?“ redete er den Ritter gnädig an. „Du kommst nie zum Hofe; es muß ein Kampfzuef ergeben, wenn du dich deinem Kaiser nahen willst!“

„Mein Kaiser,“ antwortete der Ritter freimüthig, „an Eurem Hofe wird ein unberühmter Ritter wie Hartmann von Siebeneichen nicht vermisst. Dagegen habe ich zu Hause Weib, Kinder und Grundholden, die meiner bedürftig sind. Als aber das Aufgebot zum Kriege erging, und der Kaiser seiner Lehensritter bedurfte, da habe ich nicht gezögert.“

„Du hast recht gethan!“ sprach der Kaiser; „beglückend mag es sein, auf eigenem Grund und Boden am häuslichen Herde rasten zu können, zu schauen, wie Saaten keimen und reifen, wie die Bäume grünen und Früchte bringen. Wem dies beschieden ist, der wäre ein Thor, wenn er eitlem Schimmer in der weiten Welt nachjagte. Doch höre mich, Hartmann! Obwohl ich dich lange nicht sah, habe ich dich heute sogleich erkannt, da ich an deinem Zelte vorbeiritt, und dich also gleich zu wichtigem Dienst erkoren. Ich weiß, daß ich in dir mich nicht täusche.“

Der Ritter verbeugte sich und legte die Hand aus Schwert zum Zeichen seines bereitwilligen Gehorsams.

„Du gehörst in den Lehensverband meines Neffen, Friedrichs von Schwaben, den man Rothenburg nennt,“ fuhr der Kaiser fort; „seinetwegen rufe ich dich zu mir; die Sorge um den Jüngling läßt mir nicht Ruhe.“

„Sorge um den jungen Herzog?“ fragte der Ritter verwundert, da er die Worte des Kaisers nicht zu deuten wußte.

„Um ihn,“ wiederholte der Kaiser, der im Feuer der Rede aufgestanden war und lebhaft das Gemach durchschritt, während er fortfuhr: „Du weißt, Hartmann, wie sein Vater, mein königlicher Ohm Konrad, den Knaben mir sterbend ans Herz gelegt hat. Ich habe ihn mit Vateraugen bewacht; er ist fröhlich herangewachsen, meinem und aller Herzen zur Freude. Ein eigener Sohn könnte meinem Herzen nicht näher stehen, als er mir steht — er und Welf, sie beide!“

„Es ist bekannt mein Kaiser, daß Ihr beiden ein Vater seid; die Ritter und die Mannen im Heere haben sich heute hoch gefreut, die jungen Fürsten neben Euch zu sehen,“ warf Hartmann ein.

„Sie wollen ihren ersten Kriegszug mit mir machen,“ fuhr der Kaiser ernst fort; „ich kann und darf sie nicht zurückweisen, Heldenblut will sich bewähren; aber ich kenne das Welfsland — du kennst es auch, Hartmann! Nicht nur in der Schlacht, unter Feinden lauert dort die tödtliche Gefahr, — nein, unter Blumenkränzen, am festlichen Mahle im goldenen Pokal, vom Dolch des Verräthers und von der lockenden Stimme der Verführung. Welf hat noch einen Vater, der seine Zustimmung zu dem Zuge des Sohnes ins Welfsland gab. Für Friedrich von Rothenburg muß ich allein die Verantwortung übernehmen. Und doch kann ich ihn nicht überwachen. Tausende muß jetzt mein Auge überschauen: ich werde bald hier bald dort sein. Wenn nun auf diesem Zuge ein Unglück den Jüngling heimsuchte, es griffe mir ins Herz; ich könnte mich seiner nicht wieder getrösten!“

„Die schwäbische Ritterschaft ist treu, mein Kaiser,“ erwiderte Siebeneichen; „sie wacht insgesammt über dem blühenden Jünglingshaupte, das den Herzogsreif von Schwaben trägt.“

„Ja,“ entgegnete der Kaiser; „aber aus der gesammten Schar will ich einen Mann aussuchen, der nicht von dem Jüngling weiche, weder des Nachts im Zelte, noch beim fröhlichen Mahle; der in der blutigen Schlacht an seiner Seite stehe, dessen Schwert den Streich auffange, der Friedrichs Haupt bedroht, dessen Ohr den leisen Tritt des Verräthers, dessen Blick den Gifthauch der Verführung wahrnehme und abhalte. Dazu hab' ich dich ersehen, Hartmann von Siebeneichen!“

„Mich?“ fragte überrascht der Ritter; „meir kaiserlicher Herr, ich bin ein geringer, unberühmter Mann. Solch Ehrenamt taugt besser für einen Grafen, mächtig an Gütern und Ansehen!“

„Es bedarf eines Mannes mit treuem Herzen, mit offenem Auge und mit starkem Arme; ein solcher bist du!“ antwortete der Kaiser, „eines Mannes, der nicht an sich denkt, an eigenen Ruhm, Gewinn und Sicherheit. Als solchen habe ich dich stets erkannt, Hartmann von Siebeneichen! — Bist du bereit, dies Amt anzutreten? gelobt du mir, über dem Jüngling zu wachen wie sein Schatten, wie der Schatten seines Vaters, meines Oheims und Königs?“

„Ich gelobe es, mein Kaiser!“ sprach der Ritter feierlich.

„Ich danke dir!“ erwiderte der Kaiser; „für den jungen Welf bürgt mir in gleicher Weise Friedrich von Waldburg, der treue Lehensmann der Welfen. Nun ich über die beiden Jünglinge beruhigt bin, scheue ich nichts weiter. Meinen Feinden ziehe ich ohne Furcht entgegen.“

„Und Euer kaiserliches Gemahl sammt den zarten Kindern Eurer eigenen Ehe?“ magte der Ritter zu fragen.

„Sie folgen mir in geringer Entfernung unter sicherem Geleite nach,“ antwortete der Rothbart. „Beatrice hat ein heldenmüthiges Herz. Sie will lieber die Beschwerden der Reise ertragen, als so lange getrennt von mir leben. — Aber auch du, Siebeneichen, besitzest Weib und Kinder, die du verlassen mußtest. Gott schenke dir ein frühlich Wiedersehen!“

„Wie Gott will!“ sprach der Ritter; „und wann mein Kaiser, soll ich meinen Dienst bei dem Herzog antreten?“

„Finde dich morgen in der Frühe hier ein; ich werde dich Friedrich von Rothenburg vorstellen!“ beschied ihn der Kaiser, indem er den Ritter mit huldvollem Gruß entließ.

IV.

Sieg um Sieg.

In den folgenden Tagen brach das Heer von Augsburg auf. Siebeneichen hatte seinen Platz im Gefolge des jungen Herzogs erhalten. Aus einem einfachen Ritter, wenig begütert, darum ohne Ansehen und Einfluß, war er mit einemmale durch das Vertrauen des Kaisers, dessen Scharfblick sich nie in den Menschen täuschte, unter die vornehmsten Grafen in seiner Umgebung versetzt worden.

In dieser Stellung ward Siebeneichen auch mehrmals Gelegenheit, Botschaft nach der Heimath zu schicken, wohin der Kaiser regelmäßige Nachricht abgehen ließ. Wäre die Sehnsucht nach Frau und Kindern nicht stets im Herzen des Gatten und Vaters rege gewesen, so hätte er sich unter seinen jetzigen Verhältnissen, im Gefolge des Kaisers, an der Seite des jungen Herzogs, unter all' den Waffengenossen in Kampf und Sieg jetzt glücklicher fühlen mögen, als je in seinem Leben.

Der Winter wurde in Oberitalien verbracht, wo der Kaiser die Angelegenheiten der unzufriedenen Städte zu bereinigen, ihre Klagen zu hören und zu prüfen hatte. Nachdem er von allen aufs neue den Eid der Treue empfangen hatte, wurde im Frühjahr der Zug gegen Rom fortgesetzt. Auch die stolzen Städte in Mittelitalien, Bologna, Imola, Faenza öffneten ohne Widerstand ihre Thore und gelobten Unterwerfung. Erst vor Ancona wurde das Heer durch eine längere Belagerung aufgehalten. Nach Uebergabe dieser Stadt ging es rasch gegen Rom vor, unter dessen Mauern der entscheidende Hauptkampf zu erwarten war.

Acht Tage lang dauerte der Sturm auf die Weltstadt. Die Gegner des Kaisers hatten Straße für Straße verschantzt, die Peterskirche im Mittelpunkte der Stadt in eine Festung verwandelt. Ein Stadttheil um den andern wurde erobert, zuletzt auch die Peterskirche. Friedrich von Rothenburg war es, der das Thor mit der Streitart einschlug, die Kirche mit seiner Schwabenschar in Besitz nahm und die kaiserliche Fahne auf dem Hauptaltare aufpflanzte.

Nun gelobten auch die Römer dem Kaiser Treue und Unterwerfung. Mit Papst Alexander hatten sich die ihm anhängenden Cardinäle und vornehmsten Römer geflüchtet. Feierlich wurde Paschalis der Dritte nach Rom geholt und in dem Vatikan eingesetzt, von ihm sodann der Kaiser sammt der Kaiserin, die mit ihren Kindern und Dienerinnen dem Heere langsam nachgefolgt war, in der Peterskirche feierlich gekrönt.

Von Rom aus wollte der Kaiser den Kriegszug nach Apulien und Sizilien fortsetzen, dessen uormännische

Herrscher mit seinen Feinden verbündet waren. Vorher aber wollte er dem Heere eine Zeit der Erholung und Rast in Rom gönnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sonntag in London.

[Aus dem Norwegischen.] *)

Da es sich so traf, daß ich auf meiner Reise nach Karlsbad mich einen Sonntag in London aufhielt, beschloß ich am Vormittag Pastor Spurgeon zu hören und am Nachmittag dem Gottesdienst in Westminster Abbey beizumohnen. Diesen Vorsatz brachte ich denn auch zur Ausführung, und da ich mir denke, daß eine kleine Schilderung dessen, was ich an jenem Tage sah und hörte, mit Interesse würde gelesen werden, so nehme ich hiemit die Gelegenheit wahr, eine solche zu liefern.

Da ich gehört hatte, daß in Spurgeons Tabernacle, wenn er predigte, oft ein großes Gedränge sei, machte ich mich so frühe schon auf den Weg, daß ich, obgleich der Gottesdienst erst um 11 Uhr beginnen sollte, schon um 10 Uhr an Ort und Stelle war. Mir und anderen Fremden wurden Sitze in den Gängen angewiesen. Die Kirchenstühle gehören nämlich den Gemeindegliedern, und kein Fremder darf in denselben Platz nehmen, bis ohngefähr 5 Minuten vor Beginn des Gottesdienstes eine Glocke läutet. Ist dann der Eigenthümer des Stuhls noch nicht gekommen, so mag er in die Lage kommen, stehen oder sich einen andern Sitz suchen zu müssen. Daß diese Ordnung die Leute anhält, sich bei Zeiten einzustellen, ist leicht einzusehen.

Nehmen wir das Tabernacle in Augenschein. Es ist ein großes, doch nicht eben stattliches Gebäude. Es soll Raum bieten für 7000 Menschen und hat 31,000 Pfund Sterling, ohngefähr \$150,000 gekostet. Die Stühle sind einfach; zwei Gallerien gehen rund um die ganze Kirche; ein eigentlicher Altar findet sich nicht darin. An dem einen Ende, gleich vor der unteren Gallerie, ist eine erhöhte Plattform, vorn mit einem Geländer versehen. Auf dieser Plattform steht ein einfacher Tisch, und von dieser Stelle hält Spurgeon seine gewaltigen Predigten. Allmählich beginnen die Stuhlplätze sich zu füllen; von allen Seiten strömt das Volk in den großen Raum. Die Versammlung machte einen ganz anderen Eindruck auf mich, als den ich bei den Besuchen empfing, die ich in Beechers Kirche zu Brooklyn machte. Hier bei Spurgeon war mehr Ernst und Andacht. Unter anderem fiel mir auf, daß alle still beieten, sobald sie sich in den Stühlen niedergelassen hatten; ebenso, daß an jedem Stuhl ein kleiner Schrank, oder wie man das Ding nennen mag, angebracht war, wozu der Eigenthümer den Schlüssel hatte, und aus welchem man eine Bibel und mehrere Gesangbücher nahm. Einer der Anwesenden merkte, daß ich ein Fremder sei, und ich erhielt nicht nur einen Sitz in seinem Stuhl, sondern auch sofort ein Gesangbuch in die Hand.

Endlich war das Tabernacle voll, die Uhr schlug elf und Spurgeon kam hervor auf seine Plattform. Er ist kein hoher, hingegen ein etwas schwer gebauter und beleibter Mann mit rundem, vollem Gesicht und braunem lockigem Haar, und sieht aus, alle könne er noch viele Jahre aushalten. Er begann damit, daß er ein Lied ausgab, womit der Gottesdienst seinen Anfang nehmen sollte; er wies auf den herrlichen Inhalt desselben hin und bat alle mitzusingen. Nun wartete ich darauf, daß die Orgel den Ton angäbe; aber nein, hier giebt es keine Orgel; hingegen trat ein Mann vor auf die

Plattform und stimmte das Lied an, worauf die ganze Gemeinde in gemaltigem Chor einfiel. Darauf sprach Spurgeon ein Gebet und las dann ein anderes Lied, welches gesungen werden sollte. Wenn ein Vers gesungen war, las er den nächsten vor, und so weiter bis zu Ende. Hierauf verlas er das zweite Capitel des Briefes St. Pauli an die Epheser und fügte jedem Vers einige Bemerkungen bei. Dann gab er als drittes Lied aus: „Rock of ages, clef for me,“ und als dies zu Ende war, sprach er ein langes Gebet. Jetzt begann er seine Predigt über den siebenden Vers des verlesenen Capitels, wo der Apostel redet von der überschwänglichen Güte, die uns Gott erwiesen hat in Christo Jesu. Ich muß sagen, es war eine gewaltige und eine gut evangelische Predigt, in welcher nichts vorkam, daran ich hätte Anstoß genommen, sondern es that mir wohl, sie zu hören. Es war das Wort des Lebens, das da gepredigt wurde, evangelische Wahrheit, und ich freute mich bei dem Gedanken an die vielen Tausende, die im Lauf des Jahres diesen Mann hören. Spurgeon legt seine ganze Seele in die Predigt; es ist eine Gluth darin, die ergreifend ist, eine Berebtheit, die selten ist, ein Bilderreichthum, der ohne Ende zu sein scheint. Es that mir so wohl, ihn hervorheben zu hören, was so viele kluge Köpfe in unsern Tagen leugnen oder doch verschweigen. Er redete von Christi Gottheit, von der Veröhnungskraft in seinem Blut, von Gottes Zorn über widerspenstige Sünder, von des Teufels List, von der schrecklichen Höllepein, u. s. w. Seine Predigt währte nahezu eine Stunde. Als sie aber geschlossen war und Spurgeon den apostolischen Segen gesprochen hatte, war auch der ganze Gottesdienst geschlossen. Kein Gesang, kein Gebet machte den Abschluß. Dies kam mir allerdings etwas sonderbar vor; aber der gute Eindruck, den ich empfangen hatte, litt durch diesen raschen Schluß keinen wirklichen Eintrag.

Nachmittags um drei Uhr begann der Gottesdienst in Westminster Abbey. Diese Kirche gilt ja für das prächtigste Muster gothischer Baukunst in ganz England. Hier erheben sich die Steinsäulen mit einer Feinheit und Leichtigkeit, als ob sie Flügel gewinnen und auf zum Himmel schweben möchten; hier strahlen die prächtigsten gemalten Fenster, als ob es schier den Künstlern der Erde geglüct wäre, die Gluth der Purpurfarbe und die Herrlichkeit des Regenbogens zu überbieten; hier sind im Innern der Kirche eine Menge Werke der Bildhauerkunst, die einem von allen Seiten zuzurufen scheinen: „Wir verewigen die größten Männer und Frauen dieser Nation!“ Aber hier, gerade hier, empfindet man so kräftig wie an irgend einer Stelle auf Erden, daß „alles Fleisch ist wie Gras, und alle seine Herrlichkeit wie des Grases Blume, daß das Gras verwelkt und die Blume abfällt,“ denn Ueberreste von Königen und Königinnen, Edelherrn und Edelfrauen, Generalen und Künstlern liegen unter diesen ausgeschmückten Steinmassen und sind eben so wohl zu Würmerspeise und Staub geworden, als wenn sie draußen dem Leichnam des ärmsten Bettlers zur Seite gebettet wären. Aber vom Gottesdienst wollte ich ja eigentlich etwas sagen. Derselbe begann also um drei Uhr. Es fiel in unaugenehmer Weise in die Augen, daß Polizeidiener in voller Uniform in den Gängen auf und ab spazierten und gewisse Sitzreihen bewachten, daß kein Fremder dieselben einnehmen möchte. Endlich war eine große Versammlung zur Stelle, und auch den Fremden wurden Plätze angewiesen, wenn auch in etwas großer Entfernung. Hier waren wenigstens acht oder zehn weißgekleidete Pastoren zugegen; die Chornaben hatten ebenfalls weiße Kleidung. Die Orgel war über-

*) Von D. Juul in „Ev. luth. Kirketidende“ IX, 30.

aus herrlich; ich sah aber auch, daß sich drei Männer abarbeiteten, bis sie von Schweiß triefen, um das Werk mit Wind zu versehen. Die Liturgie währte auffallend lange. Jetzt trat ein Pastor vor und las Baraks und Deborahs Lobgesang, als Sifera gefallen war. Er las nicht so gut, wie man es von einem solchen Mann erwarten sollte. Jetzt wurde ein Lied genannt, und die ganze Gemeinde stand auf und sang dasselbe; dann sprach die ganze Versammlung im Chor das Vater Unser und das Apostolische Glaubensbekenntniß. Dies war der erbaulichste Theil des ganzen Gottesdienstes. Jetzt stieg Canon Barry auf die Kanzel. Nach einem kurzen Gebet hob er an und sagte, dieser Tag, der 18. Juni, sei ein merkwürdiger Tag für das englische Volk. Es sei nämlich der Jahrestag des großen Sieges, den die Engländer unter Wellington bei Waterloo über Napoleon davongetragen hätten. Es sei nicht zu viel gethan, meinte er, wenn man jährlich einen Lobgesang anstimme über diesen Sieg, da der neue Sifera, Napoleon, zwar nicht von eines Weibes Hand gefällt, doch aber zu Boden gestürzt und zu nichts gemacht worden sei in seinem Sturmloch gegen „Gottes Volk.“ Nun begann er eine philosophisch-historische Auseinandersetzung über die Bedeutung der Israeliten in der Weltgeschichte, über die Mission, welche sie unter anderen Völkern gehabt hätten, sowohl in Hinsicht auf die Civilisation, als auch für die Ausbreitung des Glaubens an den wahren Gott unter ihnen. Dies, meinte er, könne nun dienen als ein Bild der Aufgabe, welche das englische Volk übernommen habe, Civilisation und Christenthum auf viele Völker der Erde zu bringen, und Gott sei mit dem englischen Volk, wie er mit Israel war, und verleibe ihm einen Sieg nach dem andern. Canon Barry prophezeite keine Festtage für diejenigen, welche jetzt die Hand erhoben gegen England. Hiermit zielte er vornehmlich auf Irland. Obgleich nun der Mann Beredsamkeit und Belesenheit an den Tag legte, und obgleich manches Wahre in seinem historisch-politischen Vortrag war, so schmeckte derselbe doch zu stark nach Selbstvergötterung und war nach meinem Urtheil so unpassend für eine Predigt, daß mir zu Muthe war wie einem, der zu Tische geladen wird, aber nur mit schimmlichen Rinden und Brocken bewirthet wird. Ein Mann, der an meiner Seite saß, deutete auf einen grauhaarigen Mann hin und sagte: „dort sehen sie Gladstone.“ Nun, das war gut genug; aber in einer Kirche soll Gladstone und sollen alle Großen der Erde verschwinden vor dem einen Herrn Christus; der aber war nicht groß gemacht, ja kaum nur genannt worden in der ganzen Predigt. Darum ging ich auch leer von dannen. Doch zu anderen Zeiten mag es ja besser sein.

Das wäre so etwas von meinen Erlebnissen an einem Sonntag in London. G.

Der Squire*) und der Pfarrer.

[Aus dem Englischen.]

„Hickorytown“ war für einen Prediger ein schwerer Platz, und der ihm das Leben sauer machte, war der Squire G e s e i t. In der Bibel waren es besonders zwei Kapitel, die diesem Mann vor anderen gefielen: das 10. Kapitel Matthäi und das 10. Kapitel in Lucas. In der Anführung und Erklärung dieser beiden Artikel wurde er — besonders in Gegenwart des Predigers — nie müde. Darin bestand seine besondere Stärke, und er that sich nicht wenig zu gut darauf, daß ihn noch kein Prediger widerlegt habe. Die Darlegung seiner Ansichten schloß er gewöhnlich mit den Worten: „Pfarrer,

die von ihrem Gehalt leben, kann ich nicht leiden. Laßt sie, wie St. Paulus, arbeiten, und so wie andere ehrliche Leute ihr Leben machen.“

Vor etwa zehn Jahren sollte in Hickorytown ein neues Pfarrhaus gebaut werden. Die Glieder der Gemeinde waren alle willig, aber da stand unser Squire auf und ließ eine gewaltige Rede von Stapel, derselben seine Lieblingsstelle zu Grunde legend: „Ich möchte wissen, ob St. Petrus oder einer der andern heil. Apostel ein Pfarrhaus gehabt habe? Ich bin, meine lieben Freunde, durchaus nicht gegen Prediger, o nein! sie sind mir im Gegentheil lieb und werth. Aber es müssen Prediger sein, wie die Apostel waren. Wo liest man von ihnen, daß sie keine Tüchtröcke angehabt haben? Daß sie ein besonderes Pfarrhaus hatten? No Sir! Sie hatten nichts dergleichen! Der Herr sagte ihnen: „Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben; auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zweien Röcke, keinen Schuh, auch keinen Stecken. Wo ihr in ein Haus kommt, da sprecht zuerst: Friede sei mit diesem Hause! In demselben Hause bleibet, esset und trinket, was sie haben!“ Ich frage euch: Wo steht da etwas von einem Pfarrhaus? Ich fordere Jeden auf, mir irgend einen Spruch anzuführen, in dem etwas von einem Pfarrhaus gesagt ist, — oder mir zu beweisen, daß unsere heutigen Prediger mehr und besser sind, als die heiligen Apostel! Haben diese keins gehabt, so braucht unser Pfarrer auch keins!“

Das war ein überzeugendes Argument. Keiner wußte oder wagte etwas dagegen einzuwenden. Das Pfarrhaus wurde nicht gebaut. — So viele neue Prediger auch in einem Zeitraum von zwanzig Jahren nach Hickorytown kamen und sich über ihre kümmerliche Miethswohnung beklagten: gegen das überwältigende Argument des Squires, das er allenthalben, in Gemeindeversammlungen und in Schenken zur Geltung brachte, konnten sie nicht aufkommen. Keiner konnte und wollte den Beweis liefern, daß er mehr sei als die heiligen Apostel, — somit brauchte und bekam er auch kein Pfarrhaus.

Doch, der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er zerbricht — und so ging es auch dem Squire; und das ging so zu:

Nach Hickorytown kam wieder ein neuer Pfarrer. Er hieß S a l o m o, ein bescheidener, anspruchloser Mann, der außer seiner Armuth nichts besonders Merkwürdiges an sich hatte. Mit Frau und drei Kindern bezog er — nicht das Pfarrhaus, das hatte der Squire nicht aufkommen lassen — sondern eine billige, gesunde Miethswohnung. Billig war sie aus verschiedenen Ursachen: auf der einen Seite befand sich der Spielplatz der Dorfjugend; auf der andern Seite ein mit halbsaurem Wasser angefüllter Ententeich; dazu stand das Haus noch in dem angenehmen Ruf, daß es da spulte.

In diesem Hause wohnte Pfarrer Salomo, — versuchte wenigstens mit seiner Familie da zu wohnen. Sie bekamen alle das Fieber. Sein Wunsch, die Gemeinde möge ihm doch ein Pfarrhaus bauen, wurde ihm wie seinen Vorgängern aus den bekannten Gründen verweigert. Nachdem der Pastor seine Bitte wiederholt hatte, trifft ihn unser Squire in der Dorf-Grocery, wo dieser würdige Mann mit seinem überwältigenden Argument schon so manchen Sieg davongetragen hatte. Was Wunder, daß er auch bei dieser Gelegenheit an dem armen Pfarrer Salomo sich die Sporen zu verdienen sucht: „Sie wollten auch ein Pfarrhaus haben? Hat der Apostel Petrus oder die andern Apostel eins gehabt? Haben Sie das 10. Kapitel im Matthäus nicht

gelesen? Halten Sie sich etwa für besser, als die heiligen Apostel waren?“

Der Pfarrer sagte, er glaube nicht, daß die heutigen Prediger besser wären, als die Apostel. Es wäre viel Ueberzeugendes und viel Wahres in dem, was der Squire gesagt habe; es sei ihm durch das, was ihm sein lieber Freund da gesagt, in manchen Dingen ein ganz neues Licht aufgegangen; er wollte einmal darüber nachdenken und dann das Ergebnis seiner Prüfung ihnen mittheilen.

Alle waren darüber zufrieden. Besonders glücklich aber war der Squire, einen Pfarrer zu seiner Ansicht bekehrt zu haben. — Aber, wer zuletzt lacht, lacht am besten!

Wenige Tage später, als unser Squire eben noch sein Morgenpfeifchen rauchte, ertönt ein heftiges Klopfen an seiner Hausthür. Als der Squire öffnet, erblickte er den Pfarrer Salomo mit Frau und Kindern auf der Veranda stehen. Noch ehe der Squire „guten Morgen“ sagen konnte, erhob der Pfarrer seine rechte Hand und sprach: „Friede sei mit diesem Hause!“ Ohne eine Einladung abzuwarten, betrat er mit seiner Familie das Haus. Obgleich dem Squire der ganze Hergang, besonders das ernste und würdevolle Betragen des Pfarrers etwas auffallend und ungewöhnlich vorkam, so dachte er doch nicht weiter darüber nach, — hielt es einfach für einen gewöhnlichen amtlichen Besuch, wenn freilich auch in vermehrter Auflage.

Der Pfarrer war mit seiner Familie offenbar dazu gekommen, um den Tag bei dem Squire zuzubringen. Der Morgen wurde mit angenehmer Unterhaltung zugebracht, während sich die Kinder im Obstgarten königlich amüsirten. Nach dem Mittagessen entschuldigte sich der Pfarrer: er hätte einige autliche Gänge zu machen, er würde jedoch zum Thee wieder zurück sein. Auch nach dem Nachtessen blieb die Pfarrfamilie im Hause und machte nicht die geringste Anstalt zum Heimgehen. Endlich dämmerte es dem Squire auf: die wollen nicht nur den Tag, sondern auch noch die Nacht bei mir zubringen. So war es, — und eine köstliche Nacht war es für die Pfarrersleute einmal wieder in einem ordentlichen Hause und Bette schlafen zu dürfen!

Nachdem am andern Morgen Frühstück und Morgenandacht vorüber war, bat der Pfarrer um ein ruhiges Zimmer — eine Prophetenstube, wo er den Morgen mit Beten, Lesen und Betrachten der heiligen Schrift zubringen könne. „Ich habe freilich keine Bibliothek, aber ich brauche auch keine. Die Apostel haben auch keine gehabt. Was Sie mir in der Grocery vor einigen Tagen gesagt haben, leuchtet mir ein. Wir sind nicht besser als die Apostel, ich will es daher auch nicht anders und besser haben, als sie.“ Damit verließ er würdevoll das Zimmer.

Der Squire merkte noch nicht wo das hinaus wollte. Es vergingen so 2—3—4—5 Tage. Es kam ihm immer wunderlicher vor. Manchen Auftritt gab es zwischen ihm und seiner Gehälfte. Dann sah man ihn wieder in tiefen Gedanken auf- und abgehen, bis endlich der Entschluß in ihm reifte: Fragt den Pfarrer, was er denn eigentlich vor hat und wie lange er noch zu bleiben gedenkt.

Nach längerem Hüfteln und Räuspern brachte er seine Frage an den Mann. Pfarrer Salomo antwortete ihm mit einem Zwinkern seiner Augen: Er habe sich entschlossen, unter des Squires schützendem Dache seinen Aufenthalt zu nehmen, bis er wieder weiter ziehe, so lange er Pastor in Hickorytown sei, wie der Herr seinen Jüngern in dem ihm bekannten Kapitel befohlen habe.

*) Friedensrichter.

„Wie, Sie haben das Wohnen im Pfarrhause aufgegeben?

„Ja freilich, habe ich es aufgegeben und werde auch nie wieder dort einziehen, denn es ist meine feste Absicht, ganz so zu leben wie die Apostel, — und die hatten, wie Sie wissen, kein eigenes Pfarrhaus.“

Der Squire machte ein verwundertes Gesicht und meinte: Ob denn sein Gehalt nicht groß genug wäre, ihn zu erhalten, ohne sich bei anderen Familien einzukwartieren?

„Gehalt? Wissen Sie nicht, daß die Apostel keinen Gehalt gehabt haben? Ich habe meinen Gehalt aufgegeben. Morgen will ich die ganze Gemeinde damit bekannt machen. Ich bin nicht besser als die Apostel waren!“

„W-e-l-l,“ meinte der Squire, „gewiß ist das ganz nach der Bibel, und ich will gleich zu meinen Nachbarn gehen, daß Jeder Sie der Reihe nach eine Woche in's Haus nimmt.“

„Das darf ich aber nicht thun, so gern ich es auch thäte. Ganz bestimmt lautet meine Instruktion: „Wo ihr aber in eine Stadt oder Markt geht, da erkundiget euch, ob Jemand darin sei, der es werth ist, und bei demselben bleibet, bis ihr von dannen ziehet.“ Und Lucas sagt: „In demselbigen Hause aber bleibet, esset und trinket was sie haben . . . Ihr sollt nicht von einem Hause zum andern gehen.“ Ich möchte Sie gerne von dieser Last befreien und von Haus zu Haus gehen, daß es gleichmäßig vertheilt würde. Aber die Worte über diesen Punkt sind klar und unmißverständlich. Ich muß in Ihrem Hause bleiben, bis ich Hicorytown verlasse.“

Jetzt merkte der Squire erst, wo der Pfarrer hinaus wollte, und die Lecture schlug durch. Es wurde jetzt dem Pastor gar nicht schwer, dem Squire klar zu machen, daß ein Pfarrer eben kein Apostel ist, und als am nächsten Tag Gemeindeversammlung war, wurde beschloffen, ein Pfarrhaus zu bauen, und der Squire hat nicht dagegen gestimmt.

(Nach Gotthold.)

Ignatius von Antiochien.

Ignatius, mit dem Beinamen Theophorus (Gottessträger), war nach bedeutenden alten Zeugnissen ein Apostelschüler, und zwar mit dem Bischof Polycarp von Smyrna ein Schüler des Apostels Johannes. Von Einigen wird auch Petrus als sein Lehrer angegeben.

Ueber Vaterland, Heimath und Herkunft des Ignatius meldet die Geschichte nichts. Die verschiedenen Angaben, die sich darüber im Alterthum finden, haben ebensowenig Glaubwürdigkeit, wie die Sage, er sei das Kind gewesen, auf welches hinweisend Christus gesagt habe: „Wer sich erniedrigt wie dieses Kind, der ist der größte im Himmelreich.“

Das Bischofsamt in Antiochien in Syrien bekleidete er etwa vierzig Jahre lang. Antiochien war der Mittelpunkt der kleinasiatischen Gemeinden; dort hatte der Christenname seinen Ursprung; von dort nahm das Evangelium seinen Siegeslauf in die Heidenwelt hinein. Schon diese Bedeutung Antiochiens als des Hauptes der kleinasiatischen Kirchen und die langjährige Amtsführung des Ignatius daselbst weisen uns hin auf die einflußreiche und wichtige Stellung, die derselbe in der Kirche einnahm, und uns durch seine Briefe an die kleinasiatischen Gemeinden bezeugt wird.

Die unter der Regierung des Kaisers Domitian ausbrechende, aber bald vorübergehende Christenverfol-

gung betraf auch die Antiochenische Gemeinde. Aber durch seine Gebete, Ermahnung und geistliche Stärkung erhielt er sie standhaft, so daß sie als Siegerin das Feld behauptete. Von da an soll Ignatius von dem Einen heißen Verlangen beseelt gewesen sein, daß er des Märtyrertodes als des schönsten und seligsten Looses, was ihn treffen könne, gewürdigt werden möchte, um dadurch zur vollkommenen Vereinigung mit Christo zu gelangen.

Der Kaiser Trajan, unter dem das römische Reich die weiteste Ausdehnung gewann, von Spanien bis an den Indus, sah mit Besorgniß, wie die Macht des Evangeliums immer siegreicher über das Heidenthum vorwärts drang. Stolz durch seine Siege über die Scyten und Dacier meinte er, daß ihm an seinen Ruhm nur noch die Ueberwindung dieses Feindes, des Christenthums, fehle. Er war der erste römische Kaiser, unter dem ein bestimmtes Strafgesetz gegen die Christen erlassen wurde; unter ihm kam die erste lang anhaltende, heftige Verfolgung über die Kirche.

In der Zeit der Ruhe, welche dieselbe vor seiner Regierung genoß, hatte sich das Christenthum besonders in Kleinasien ungemein ausgebreitet. Dadurch war aber der Volkshatz gegen die Christen im Stillen immer höher gestiegen. Als nun Trajan zuerst ein Gesetz gab, daß alle geheimen, geschlossenen Verbindungen, die sogenannten Heterien, unterdrückt werden sollten, und dies Gesetz nun auch auf die im Verborgenen immer weiter sich ausbreitende, enggeschlossene Gemeinschaft der Christen seine Anwendung fand, da brach der bis dahin zurückgehalten Hatz gegen die Christen in desto heftigeren Verfolgungen hervor.

Plinius, der Statthalter von Bithynien und Pontus, war erstaunt über die große Menge von Christen, die man als Uebertreter jenes Gesetzes vor ihm anklagte. Sein Brief an den Kaiser Trajan über diese Angelegenheit giebt uns über die bedeutende Zahl von Christen in diesen Gegenden und über ihren inneren Zustand unzweideutiges Zeugniß. „Viele sagt er, von jedem Alter, von jedem Stande, von beiden Geschlechtern, werden in die Gefahr verwickelt oder noch verwickelt werden; denn nicht allein in den Städten, sondern auch in den Flecken und auf dem Lande hat sich die Ansteckung dieses Aberglaubens verbreitet.“ Die Tempel standen nach seiner Aussage verlassen da, die religiösen Feierlichkeiten waren schon lange unterlassen worden, Opfertiere wurden nur noch sehr selten gekauft.

Durch die Untersuchungen, die er über die Sache der Christen anstellte, brachte er nichts heraus, was die Christen als das verbrecherische Geschlecht erkennen ließ, wofür man sie gewöhnlich hielt. Durch Anwendung der Folter gegen zwei Sklavinnen, die als Diakonissen der christlichen Gemeinde ihm bezeichnet wurden, bekennt er selbst nichts anderes entdeckt zu haben, als einen verkehrten, maaglosen Aberglauben. Das Geständniß, das er von den Christen erpreßte, war kein anderes, als dies: ihre Schuld und ihre Uebertretung bestehe nur darin, daß sie an einem bestimmten Tage frühmorgens zusammen zu kommen pflegten, mit einander zum Lobe ihres Gottes Christus ein Lied anstimmten, und durch heiliges Versprechen sich gegenseitig verbänden, nicht etwa zu einem Verbrechen, sondern dazu, keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch, keinen Treubruch, keinen Betrug an anvertrautem Gut zu begehen; darauf pflegten sie auseinander zu gehn, und hernach sich wieder zu versammeln zu einem gemeinschaftlichen aber unschuldigen Mahle; doch auch diese Zusammenkünfte hätten sie nach Erlaß jenes Edikts, wodurch die geschlossenen Gemeinschaften verboten wurden, unterlassen.

Aber trotzdem, daß man nichts herausfinden konnte, was den sittlichen Charakter der Christen auch im Geringssten verdächtigt hätte, glaubte Plinius doch ein strenges peinliches Verfahren gegen sie innehalten zu müssen; denn die Religion war ihm nichts als Staatsangelegenheit, und das Bekenntniß zur christlichen Religion, als einer vom Staat nicht anerkannten, war ihm daher nichts als Ungehorsam gegen die Staatsgesetze. „Welcherlei auch ihr Geständniß war, sagt er, so war es nun doch nicht zweifelhaft, daß die Hartnäckigkeit und der unbeugsame Trotz bestraft werden mußte.“ Sein Verfahren beschreibt er selbst also: „Ich fragte sie, ob sie Christen seien. Wenn sie es bekannnten, so habe ich zum zweiten und dritten Mal gefragt, indem ich mit der Todesstrafe drohte. Beharrten sie beim Bekenntniß, so ließ ich sie abführen“ (zur Hinrichtung).

Die Wirkung dieser gewaltsamen Maßregel war für die Kirche eine richtende und sichtigende. Viele blieben standhaft bei dem Bekenntniß ihres Glaubens an Christum und wurden durch das Leiden um seines Namens willen in ihrer Liebe zu ihm als treu erprobt. Aber Viele auch, die in der Friedenszeit nur äußerlich der Kirche sich angeschlossen, innerlich aber durch die Kraft des Glaubens und der Liebe ihr noch nie angehört hatten, fielen in der Hitze der Anfechtung ab, weil der Same des Evangeliums bei ihnen nur oberflächlich Wurzel gefaßt hatte. So wurde dem Plinius nach seiner eigenen Aussage ein Verzeichniß von Namen vieler vorgelegt, die ihr Christenthum verleugneten. Auf sein Geheiß riefen Viele wieder die heidnischen Götter an und brachten dem Bilde des Kaisers, welches er zugleich mit den Bildsäulen der Götter zu diesem Zweck hatte herbeibringen lassen, mit Weihrauch und Wein ihre Huldigungen dar, und stuchten Christo. Da nach Plinius Meinung diejenigen, die in Wahrheit Christen waren, zu nichts der Art gezwungen werden konnten, so ließ er solche frei. Andere, sagt er, die auch in dem Verzeichniß standen, bekannnten zuerst, daß sie Christen seien, aber bald darauf verleugneten sie; sie seien es zwar gewesen, aber sie hätten aufgehört es zu sein, die Einen vor drei, die Anderen vor mehreren Jahren schon u. s. w.

Durch solchen Erfolg seiner Maßregeln glaubte der Statthalter seines Zieles, der Unterdrückung des Christenthums, sicher zu sein. Aber es fehlten ihm noch specielle kaiserliche Verfügungen in dieser Sache und die Bestätigung dieses mit Erfolg eingeschlagenen Verfahrens, in welchem er Milde gegen die Verleugner und Strenge gegen die beharrlichen Bekenner des christlichen Glaubens auf kluge Weise verband. Er fragt daher in seinem Berichte an den Kaiser um seinen Rath, ob er bei seinem Verfahren rücksichtlich des Alters einen Unterschied machen oder ob er die Jungen und die Alten auf gleiche Weise behandeln solle; ob die, die früher Christen gewesen, und nun wenig sich lossagten, doch jedenfalls der Strafe anheimfielen, oder ob die Reue die Strafslosigkeit zur Folge haben sollte; ob die Christen als solche, oder nur wegen anderer Vergehen strafbar seien? Er meinte, dies müsse hauptsächlich wegen der großen Menge der Angeklagten wohl in Ueberlegung gezogen werden. Nach den bisherigen Wirkungen glaubte er den Kaiser versichern zu können, daß es wohl möglich sei, der weit um sich greifenden Ansteckung des Aberglaubens Einhalt zu thun. Man besuche ja schon wieder häufiger die verlassen gewesenen Heiligthümer, man seiere schon wieder die lang aufgegebenen Feste, man kaufe ja hier und da doch schon wieder Opfertiere. Man könne daraus leicht abnehmen, welche Menge von Menschen wieder zur Besserung gebracht werden könnte, wenn man Krüm zur Neue gäbe.

Der Kaiser antwortete darauf, daß er mit dem von Plinius beobachteten Verfahren einverstanden sei, jedoch ließe sich über die ganze Sache im Allgemeinen keine bestimmte **Verordnung** festsetzen. Seine Entscheidung war: „Die Christen sind nicht in Eine Klasse mit den gewöhnlichen Verbrechern zu setzen, die durch die Polizei aufgesucht werden; die Christen sollen nicht aufgesucht werden; aber wenn sie angegeben und überführt werden, so sollen sie bestraft werden; wer aber verleugnet, daß er ein Christ sei, und dies durch die That bestätigt, indem er zu unseren Göttern betet, der soll wegen seiner Neue, wie verdächtig er auch in der Vergangenheit gewesen sein mag, Begnadigung erlangen.“

Das Christenthum als nicht erlaubte Religion war von nun an durch ein ausdrückliches kaiserliches Edict als solche von Staats wegen öffentlich verurtheilt. Die Verfolgung gegen die Christen durch gesetzliche Anklage, gesetzliche Untersuchung und gesetzliche Verurtheilung war jetzt von Seiten der Obrigkeit zu Recht bestehend erklärt.

Das gab nun dem überall aufs Höchste gesteigerten Volkshaffe gegen die Christen den willkommensten Anlaß, auch ohne Beobachtung der gesetzlichen Bestimmungen in blutigen Verfolgungen sich wider die Christen zu erheben, je nachdem die Statthalter der Provinzen diesen Haß theilten. Die allgemeine Praxis in diesen Verfolgungen ließ den Christen die Wahl, entweder den Götzen zu opfern, Christum zu verleugnen und zu verfluchen — oder den Tod zu leiden. Solch eine Bewandniß hatte es mit der Christenverfolgung unter Trajan, der auch Ignatius von Antiochien zum Opfer fiel.

Es konnte nicht fehlen, daß Trajan auf ihn als den Führer der kleinasiatischen Gemeinden seine besondere Aufmerksamkeit richtete. Als er einen neuen Krieg gegen die Armenier und Parther unternahm, kam er auch durch Antiochien. Hier ließ er den Bischof vor sich führen. Hier stand Ignatius dem siegestrunkenen Kaiser fest und entschied in dem Vorgefühl eines doch noch glänzenderen Sieges, des Sieges über den Tod, der seiner wartete, mit folgendem herrlichen Bekenntniß gegenüber.

Trajan empfing ihn mit der Frage: „Wer bist du, böser Geist, der du mit Fleiß unsere Gebote übertrittst, und auch Andere dazu verführst, daß sie elendiglich umkommen?“

Ignatius: „Niemand heiße Theophorus (Gottes-träger) einen bösen Geist; denn mit den Dienern Gottes haben die bösen Geister gar nichts zu schaffen. Wenn du mich aber deshalb, weil ich diesen bösen Geistern widerwärtig und verhaßt bin, böse nennst, so gebe ich dir Recht; denn indem ich Christum, den Himmelskönig, habe, mache ich ihre Anschläge zu nichts.“

Trajan: „Und wer ist denn ein Theophorus?“

Ignatius: „Der Christum im Herzen trägt.“

Trajan: „Von uns also hast du nicht die Meinung, daß wir in unserem Sinne die Götter tragen, welche wir zu Mitkämpfern haben wider unsere Feinde?“

Ignatius: „Du bist im Irrthum, wenn du die bösen Geister der Heiden Götter nennst. Einer ist Gott, der den Himmel und die Erde und das Meer, und Alles, was darinnen ist, geschaffen hat, und Ein Christus Jesus, der eingeborene Sohn Gottes, dessen Reich zu genießen nicht verlangt.“

Trajan: „Den, der gekreuzigt worden ist, meinst du, unter Pontius Pilatus?“

Ignatius: „Ja, den, der meine Sünde an das Kreuz geheselt sammt dem Urheber derselben, und alle Verführung und Bosheit der bösen Geister gerichtet und

denen unter die Füße gethan hat, die ihn im Herzen tragen.“

Trajan: „Du also trägst in dir den Gekreuzigten?“

Ignatius: „Ja; denn es steht geschrieben: Ich will in ihnen wohnen und in ihnen wandeln.“

Hierauf fiel Trajan das Todesurtheil; es lautete also:

„Wir gebieten, daß Ignatius, der vorgiebt, den Gekreuzigten in sich herinzutragen, gefesselt von Soldaten nach Rom geführt und dort als Speise den wilden Thieren zum Vergnügen des Volkes vorgeworfen werde.“

Sobald der Märtyrer diesen Ausspruch vernommen, rief er mit Freude: „Ich danke dir, o Herr, daß du mich gewürdigt hast, durch ein Zeugniß vollkommener Liebe zu dir dich zu ehren, und gleich deinem Apostel Paulus mit ehernen Banden gefesselt zu werden, mir gestattet hast.“

Darauf legte er freudig sich selbst die Fesseln an, betete für seine Gemeinde und empfahl sie unter Thränen dem Schutze des Herrn, um dann, gleich wie ein edler Widder an der Spitze seiner schönen Heerde mit wilder Grausamkeit dahingerafft wird, den blutdürstigen wilden Thieren zur Speise nach Rom abgeführt zu werden.

(Schluß folgt.)

„Wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht, der ihn gesandt hat.“ Joh. 5, 23.

Im vierten Jahrhundert entstand eine Sekte, deren Anhänger nach dem Stifter derselben, Arius, unter dem Namen Arianer bekannt sind. Dieselben leugneten, daß Christus ewiger, wahrer Gott und gleichen Wesens mit dem Vater sei. Die christliche Kirche hatte gegen diese Sekte einen schweren Kampf zu bestehen. Und insonderheit der Bischof Athanasius war es, den Gott erweckt hatte, den Kampf um die Wahrheit zu einem siegreichen Ende zu bringen. Mit einem Munde bekennend daher die christliche Kirche im nicänischen Symbolum: „Und ich glaube einen einigen Herrn Jesum Christum, Gottes einigen Sohn, der vom Vater geboren ist vor der ganzen Welt, Gott von Gott, Licht von Licht, wahrhaftigen Gott vom wahrhaftigen Gott, geboren, nicht geschaffen, mit dem Vater in einerlei Wesen.“

Um die Zeit nun, als dieser Lehrstreit fast zu Ende war, wurde Theodosius der Große Kaiser und zog siegreich in Constantinopel ein. Da er ein Bekenner des nicänischen Symbolums war, so mußte der arianische Bischof jetzt die Hauptkirche zu Constantinopel räumen. Der Kaiser ließ jedoch in seinem Ernst und für die Wahrheit nach und bewies gegen die Arianer eine große Milde. In Folge dessen wurden diese immer dreister, hielten nach Belieben ihre Zusammenkünfte und stellten selbst öffentliche Disputationen an. Alle Vorstellungen der gottseligen Bischöfe an den Kaiser, diesem Unwesen zu steuern, waren fruchtlos. Da kam der schlichte aber kluge Bischof von Iconien, Namens Amphilo-chius, auf einen glücklichen Gedanken. Er ging in den kaiserlichen Palast, wo er gerade neben seinem Sohn Arcadius stand, der schon zu seinem Nachfolger im Reichthum bestimmt war. Wie es einem Untertanen gebührt, so grüßte auch nun Amphilo-chius den Kaiser auf das allerdemüthigste. Dem Sohne aber that er nicht die gleiche Ehre an, sondern redete ihn, indem er die Hand auf sein Haupt legte, wie einen gemeinen Knaben

an: „Sei gegrüßt mein Söhnlein.“ Ueber diesen abenteuerlichen Aufzug stuzte anfangs der Kaiser, dann aber erkannte er darin eine Schmälernng der Majestät seines Sohnes, er gerieth in Zorn und gebot, daß man dem unhöflichen groben Menschen die Thür weise. Jetzt aber sprach Amphilo-chius zum Kaiser: „Hieraus kann Eure Kaiserliche Majestät erkennen, wie heftig der himmlische Vater erzürne über diejenigen, welche die Majestät des Sohnes Gottes schmälern und ihn gleicher Ehre mit dem Vater nicht würdigen wollen.“

Der Kaiser ward ruhig und ließ sich diese Rede so zu Herzen gehen, daß er nicht nur den Bischof um Verzeihung bat, sondern auch alle arianischen Zusammenkünfte aufhob und sich der christlichen Religion mit größerem Eifer annahm. — So hat es also Amphilo-chius verstanden, dem Kaiser in lebendiger Sprache vor die Seele zu führen: so sehr es ihm, dem Kaiser, mißfalle, wenn man seinen Sohn, den auferkorenen römischen Kaiser, nicht ebenso hoch als den Vater ehre, so sehr zürne der himmlische Vater, wenn die Arianer Christo die ihm gebührende gleiche göttliche Ehre zu geben sich weigerten.

So bleibt es denn auch wahr bis an das Ende der Tage: „Wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht, der ihn gesandt hat.“ (Luth. Wksbl.)

Missionsfeste.

Am 11. Sonntag nach Trinitatis (20. August) feierte die Gemeinde in Burlington ihr gewöhnliches jährliches Missionsfest. Als Festprediger waren erschienen Herr P. Kilian von Theresa und Herr Prof. Snyder von Watertown. Ersterer predigte Vormittag über Markus 16, 15. 16. und zeigte daraus „Warum wir Mission treiben“ Letzterer zeigte Nachmittags aus Joh. 1, 35—45 „Die ersten Jünger als Missionsjünger“ War es schon ein reich gesegnetes Fest durch die herrlichen Predigten, die gehalten wurden, so wurde die Freude noch erhöht durch die schönen Chorstücke, die vom Singchor vorgetragen wurden. Auch war zugleich Kindtaufsfeier, da 2 Tage vorher ein klein Söhnchen im Pfarrhause eingekehrt war.

Der Herr gebe, daß der Segen dieses Festes bis in Ewigkeit hineinreichen möge. Die Collecte Vor- und Nachmittags betrug \$23.00, welche nach Abzug der Reisekosten halb für Junere, halb für Heiden-Mission verwandt wurde. A. Liefeld.

Am 13. Sonntag nach Trinitatis feierten die Gemeinden zu Freedom und Centre ihr diesjähriges gemeinsames Missionsfest in Freedom. Obschon drohendes Gewölk schon in den Morgenstunden und nachher den ganzen Tag über die Gegend dahinzog, hatte sich doch eine zahlreiche Versammlung auf dem Festplatz eingefunden. Die Festprediger waren die Herren PP. Albrecht und Eickmann und der Unter-nete; Herr P. Häse versah die Liturgie. In der Pause zwischen den Vormittags- und dem Nachmittagsgottesdienst speisten die sämmtlichen Festgäste an der schier unabhelfbaren und von den Frauen der Freedomer Gemeinde reichlich gedeckten Tafel. Die Festcollecte einschließlich einiger nach Schluß der Gottesdienste eingelaufenen Gaben betrug \$54.00. G.

Kirchliche Nachrichten.

— Als die Gesetzesvorlage zur Regelung der Zustände in Utah im Congreß den Gegenstand eingehender Verhandlungen bildete, suchten bekanntlich Vertreter des

Mormonenthums den Leuten in Washington weis zu machen, die Vielweiberei sei keineswegs ein Stück mormonischer Befens. Doch die Vorlage wurde zum Gesetz erhoben und am 18. August sind die Regierungskommissäre in Salt Lake City angekommen: die neue Ordnung der Dinge soll nun dem Gesetz gemäß durchgeführt werden. Und siehe, nun, da es nicht mehr gilt, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, pfeift es bei den Herren Mormonen aus einer ganz anderen Tonart. Die Häupter John Taylor, Georg D. Cannon und Joseph F. Smith haben nämlich an das Mormonenvolk eine Adresse erlassen, in der sie behaupten, die Vielweiberei gehöre zur mormonischen Religion, und ihre Leute auffordern, der Durchführung der Maßregeln zur Unterdrückung der Vielweiberei energischen Widerstand entgegen zu setzen. Eine Nachricht aus Salt Lake City meldet denn auch, daß die Mormonen daselbst vier Advokaten in ihren Dienst genommen und zehntausend Dollar für die Bekämpfung des neuen Gesetzes ausgezahlt haben. Leider muß man befürchten, daß sich die vom Gesetz vorgesehene Maßregeln als unzureichend erweisen werden, und es ist schon die Rede davon, daß die Commission dem nächsten Congress Vorschläge für ein wirksameres Einschreiten gegen den nationalen Schandfleck in Utah unterbreiten werde.

— Seit einigen Jahren besteht in S a c h s e n ein Verein, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Bahnwärter mit religiösem Lesestoff zu versehen, und mit Hilfe der Eisenbahngesellschaften, die es nicht ungern sehen, wenn man sich das sittliche Wohl ihrer Angestellten am Herzen liegen läßt, und ferner durch vielfältiges kräftiges Entgegenkommen mit Geldmitteln, sogar aus England und Irland, ist es dieser Gesellschaft gelungen, ihre Wirksamkeit auf 240 Eisenbahnen, somit auf mehr als ein Drittel der sämtlichen Eisenbahnen Deutschlands auszu dehnen. Ohngefähr zehntausend kleinere Schriften machen nach einer festen Ordnung jede Woche bei eben so vielen Bahnwärtern die Runde, die fast ohne Ausnahme dies Werk der Liebe hoch zu schätzen scheinen. Der Verein kaufte im vorigen Jahre 78,451 Schriften, und noch 45,302 wurden ihm kostenfrei zur Verfügung gestellt.

— Die französisch-protestantische Gemeinde in Berlin, deren Gründer einst infolge der Aufhebung des Edicts von Nantes Frankreich verlassen und in Preußen Aufnahme gefunden hatten, hat kürzlich mit einer gottesdienstlichen Feier den 210. Jahrestag ihrer Gründung festlich begangen.

— In N o r w e g e n ist seit einiger Zeit eine Bewegung im Gange, welche auf die Errichtung einer „Christlichen Universität“ in der Stadt Bergen abzielt. Als Ursache dieses Planes wird angegeben, daß auf der Landesuniversität der Unglaube sich breit mache und offene Gegner des Christenglaubens als Lehrer selbst der jüngsten Studenten zugelassen seien. Die Kosten der geplanten Anstalt sind auf zwei Millionen Kronen veranschlagt.

— Der große Rath von B e r n hat einem Pastor, der aus Württemberg stammt, die Bürgerpapiere verweigert. Die Ursache solcher Verweigerung läßt sich abnehmen aus den Worten eines Mitglieds des großen Rathes, welche lauteten: „Herr Kientsch ist ein sehr ehrenwerther Mann, aber er ist ein Mucker.“ In derselben Sitzung wurden acht andere Candidaten, die nicht in solch bösem Reumund standen, ohne alle Schwierigkeit naturalisirt. „Le Témoignage“ macht hierzu die Bemerkung: „Es ist doch etwas Schönes um die Toleranz auf dem Papier.“

— Seit einiger Zeit ist auch in der Schweiz eine Bewegung im Gange, welche auf sorgfältigere und allgemeinere Beobachtung der Sonntagsruhe abzielt. Daß diese Bewegung wenigstens in einem Theil der Schweiz im Volke Unterstützung findet, geht daraus hervor, daß jüngst im Kanton Zürich ein Gesetzentwurf, der Spielen und geräuschvolle Arbeit am Sonntag verbietet und das Schließen der Kaufladen während des Vormittagsgottesdienstes befiehlt, bei der Volksabstimmung mit einer Mehrheit von ohngefähr 3 gegen 2, nämlich mit 26,729 Stimmen d a f ü r bei 17,945 Stimmen d a g e g e n, angenommen worden ist.

— Eine traurige Folge der ägyptischen Wirren und des stürmischen Verlaufs, den dieselben in jüngster Zeit genommen haben, ist der schwere Schaden, den die Mission in Egypten erlitten hat. Die meisten Missionare sind, um das Vorübergehen des Sturmes abzuwarten, nach Europa entwichen. Wie viele unter den Schlachtopfern in Alexandrien hingemordet sein mögen, läßt sich wohl jetzt noch nicht feststellen.

— Der sogenannte „heilige Brunnen“ in Mekka, dessen Wasser in alle mohammedanischen Länder verschickt wird, ist durch den berühmten Chemiker Dr. Frankland untersucht worden, und es ergab sich bei dieser Untersuchung, daß das Wasser jenes Brunnens zusammengelaufenes Gassenwasser sei, siebenmal unreiner als das der Gassen in London. Es ist daher kein Wunder, daß unter den Mekka-Pilgern, die alle von diesem Wasser trinken, die Cholera immer wieder so fürchtbar auftritt.

G.

Bekanntmachung.

Laut Beschlusses versammelt sich eine E h r m. Synodal-Conferenz, so Gott will, am ersten Mittwoch des Monats October in der Gemeinde des Herrn Pastor A. Wagner zu Chicago, Ill.

Zur Besprechung liegen folgende Gegenstände vor:

1. Thesen über die Gnadenwahl, wie solche von Herrn Dr. C. F. W. Walther verfaßt und von der E h r m. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. auf ihrer letzten Versammlung zu Fort Wayne, Ind. sind angenommen worden.
2. Thesen über Kirchengemeinschaft.
3. Thesen über das Jus parochiale.
4. Thesen über innere Mission.

Die Delegationen wollen nicht versäumen, ihre Beglaubigungsschreiben mitzubringen, und die Comiteen, ihre Berichte einzureichen.

C. A. Frauk, Secr.

* * *
Umstände, die hier näher darzulegen ich nicht für nöthig erachte, möhigen gleichwohl mich, folgende Bitte, die mir hoffentlich nicht übel genommen wird, auszusprechen:

Alle D e l e g a t e n und die etwa sonst von Amtswegen der Synodal-Conferenz beizuwohnen verpflichtet sein mögen, wollen sich gefälligst bei dem Unterzeichneten melden; G ä s t e hingegen mögen ihr Kommen meinen hiesigen lieben Amtsbrüdern, die damit ganz einverstanden sind, anzeigen. Es wird bestimmt erwartet, daß die erbetene Meldung bis spätestens Mitte September geschehen wird. Da der Bahnhofe hier so viele sind, so genüge für Delegationen der Fingerzeig: Man merke sich West 19. Straße oder nehme an Randolph-Strasse die South-Halsted-Strassen-Car und fahre südlich bis zur 19., wo gleich rechts Kirche und Pfarrhaus stehen.

A. Wagner, 58 West 19. Str.

Conferenz-Anzeige.

Die diesjährige allgemeine Pastoral-Conferenz der ev.-luth. Wisconsin-Synode beginnt am Dienstag den 19. September in der Gemeinde des Herrn Pastor Waldb zu Racine, und dauert bis Donnerstag Nachmittag.

Herr Pastor E. Hoyer wird ein Referat über die Beantwortung der Frage vorlegen: Wie das Ziel der Predigt, Buße und Glaube, erreicht werden kann. Herr Pastor A. Hoyer wird die Predigt halten.

T. H. Jäkel.

* * *
Alle Brüder, welche die Conferenz zu besuchen gedenken, sind ersucht, wenigstens acht Tage vorher bei dem Unterzeichneten sich zu melden. Wer es versäumt, muß gewärtig sein, kein Quartier zu finden.

C. F. Waldb.

Warnung.

Es treibt sich ein junger Mensch von 25 Jahren Namens Paul Wulff aus Westfalen hier im Lande umher. Er nennt sich auch Heugstenberg und bettelt lutherische Pastoren an unter dem Vorwande, mein Nefte zu sein, zu mir reisen zu wollen u. s. w.

Ich warne vor ihm als vor einem gefährlichen Schwindler.

C. M. Zorn.

Quittungen.

Für den Kirchbau in Lyons sind seit dem 12. Juli wieder eingegangen: Von den Gemeinden der Herren Pastoren: Kilian \$11; Sprengling \$6; Gevers \$3.70; Hilpert pers. \$1; Thom \$3.25; Thurvow \$9; Dehlert \$2.20; Sprengling \$7.45; Jäfel \$20; Brockmann \$14; Gauswitz \$4.30; J. G. M. Hillemann, von der St. Lucas Gemeinde \$8.68, von der St. Pauli-Gemeinde \$3.02; Von der Sonntagschule in Webford \$1.50.

Herzlichen Dank den lieben Gebern. Der Herr sein Allen ein reicher Vergelter. A. Liefeld.

Für die Taubstummen-Anstalt zu Morris: Aus der Gem. des Hrn. P. H. Häje \$12.40.
C. D. Strubel, Cassirer.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalbuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers

Kleiner Katechismus

mit

Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der

ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

J. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee.